

RHENA WEISS
Das Böse in euch



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Als die Leiche eines vermissten jungen Mädchens gefunden wird, ahnt die Wiener LKA-Ermittlerin Michaela Baltzer, dass ihr dieser Fall noch tief unter die Haut gehen wird. Denn gerade erst ist ihre Nichte für ein Jahr bei ihr eingezogen, und das wirbelt nicht nur Michaelas Privatleben durcheinander, sondern rückt auch ihren aktuellen Fall in ein völlig anderes Licht: Tanja, das getötete Mädchen, war in Valeries Alter. Nachdem auf Tanjas Körper die DNA-Spuren zweier weiterer vermisster Mädchen sichergestellt werden, stehen Michaela und ihr Team vor einem Rätsel. Wenig später findet man eine der beiden Vermissten tot auf. Kriminalpsychologe Kilian Weilmann ist sich sicher, dass die Morde auf das Konto eines Sexualstraftäters gehen. Aber Michaela ist von Weilmanns Theorie nicht überzeugt. Dann verschwindet plötzlich Michaelas Nichte Valerie. Und ein Wettlauf gegen die Zeit beginnt.

Informationen zu Rhena Weiss finden Sie am Ende des Buches.

Rhena Weiss

Das Böse in euch

Psychothriller

GOLDMANN

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Juni 2016

Copyright © 2016 by Wilhelm GoldmannVerlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Gestaltung des Umschlags: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: plainpicture/ganguin

Redaktion: Christina Riemann

BH · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48321-1

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Katalin

PROLOG

Nr. 2 hatte sich in eine Ecke des Kerkers zurückgezogen. Ihr Rücken tat weh, und sie tastete mit den Fingern nach den schmerzenden Stellen, fuhr die Wirbelsäule entlang, die sich spitz abzeichnete und gar nicht zu ihr zu gehören schien. Sie betrachtete ihre Arme und Beine. Sie waren mittlerweile so dünn geworden, dass sie eher zu einem achtjährigen Kind gepasst hätten, nicht zu einer doppelt so alten Jugendlichen. Oft bestrafte der Mann sie, indem er sie hungern ließ. Allerdings tat er es manchmal ohne besonderen Grund. Man wusste nie, woran man bei ihm war, was ihn bewegte. Sie hatte ihn beobachtet und gehofft, sie würde herausfinden, wie er tickte. Sie dachte, sie könnte ihm alles recht machen, wenn sie bloß wüsste, wie – und dass er sie dann freiließ. Doch bald wurde ihre Hoffnung zunichtegemacht, denn das einzig Sichere bei ihm war, dass man sich in nichts sicher sein konnte.

Nr. 3, eine ihrer Mitgefangenen, lehnte mit angezogenen Beinen an der Wand und umfasste die Knie mit beiden Armen. Leise summend wippte sie vor und zurück, einem stummen Rhythmus folgend.

Die braunen langen Haare waren Nr. 2 als Erstes an ihr aufgefallen, und sie hatte brennenden Neid bei dem Anblick empfunden. Doch jetzt hingen sie Nr. 3 in verfilzten Strähnen ins Gesicht.

Nr. 1 saß gegenüber der Tür. Sie war die Stärkste von ihnen, nahm keine Rücksicht auf die anderen. Wahrscheinlich musste es so sein, wenn man hier überleben wollte.

Nr. 1 nahm sich die einzige Decke, die ihnen zur Verfügung stand. Sie war immer die Erste, die sich wusch. Einmal, ganz zu Beginn ihrer Gefangenschaft, hatte Nr. 2 sich vorgedrängt. Das hieß, sie hatte es versucht. Nr. 1 prügelte mit bloßen Fäusten dermaßen heftig auf sie ein, dass sie sich zwei Tage lang kaum rühren konnte, und als der Mann ihnen Trinkwasser brachte, schüttete es Nr. 1 aus. Erst am nächsten Tag bekam sie neues. In ihrem ganzen Leben war sie noch nie so durstig gewesen. Sie hatte geweint, gebettelt, hatte Nr. 3 um einen einzigen Schluck angefleht. Die hätte ihr beinahe tatsächlich etwas von ihrem Wasser abgegeben, doch Nr. 1 hatte sie mit einem einzigen Blick und einem einfachen, kaum merklichen Kopfschütteln davon abgehalten.

Die Klappe an der Tür ging auf. Alle drei sprangen hoch, doch Nr. 1 war die Schnellste. Sie nahm eine Schüssel entgegen, roch daran und fing an zu essen. Nr. 2 und Nr. 3 bekamen ebenfalls eine Metallschüssel. Noch ehe sie sich auf ihre Plätze begeben konnten, streckte Nr. 1 ihnen ihre Schale entgegen. Nr. 1 verlangte stets die Hälfte der Essensrationen von Nr. 3 und ihr. Aus Angst hatte sie ihren Anteil lange Zeit hergegeben, ohne aufzubegehren. Aber der Hunger war diesmal schlimmer als sonst. »Nein, heute nicht«, schrie es in ihr. Ohne über die Folgen nachzudenken, sprang sie auf und schlug Nr. 1 den Napf aus der Hand.

Die braune Pampe – Linsensuppe sagte der Mann

dazu – ergoss sich über den Betonboden. Sie ging in die Knie und schaufelte mit bloßen Händen Möhren und winzige Speckstückchen und irgendetwas undefinierbares, von dem sie gar nicht wissen wollte, was es war, hastig zusammen, und stopfte alles in den Mund. Da wurde sie jäh nach vorne geworfen. Nr. 1 lag keuchend auf ihr und drückte ihr Gesicht zu Boden. Sie bekam kaum noch Luft. Sie spürte es warm aus ihrer Nase laufen. Blut.

Hände krallten sich in ihr Haar, hoben ihren Kopf und schleuderten ihn zu Boden. Einmal, zweimal. Das dritte Mal bekam sie es kaum mehr mit. Ihre Sinne drohten zu schwinden. Ich bin Tanja ... Tanja ... ihr Mantra, das ihr bisher geholfen hatte, nicht den Verstand zu verlieren.

Hier gab es keine Namen, sie waren nur Nummern, Testpersonen, Objekte. Es gab Gewalt, Hunger, Angst. Jeden Tag, jede Stunde, jede verdammte Minute. Nur ganz tief in ihrer Seele hatte sie ihren Namen bewahrt. Tanja. An den Rest konnte sie sich nicht mehr erinnern.

In einem anderen Raum starrte der Mann gebannt auf den Monitor. Das Geräusch erinnerte ihn an den Aufprall eines Basketballs. Testperson 2 stöhnte, doch Nr. 1 ließ nicht von ihr ab, sondern schleuderte den Kopf von Nr. 2 erneut zu Boden, und wieder und wieder. Auf dem hellen Beton waren dunkle Schlieren zu erkennen.

Endlich ließ Nr. 1 los und stand auf. Sie blickte auf den leblosen Körper vor ihr und wischte sich die Hände an ihren Oberschenkeln ab.

Ihm kam es vor, als atme sie ein wenig schneller als normalerweise, doch ansonsten konnte er ihr keine Re-

gung anmerken. Sie war in der Tat eine sehr bemerkenswerte Testperson.

Als ob nichts passiert wäre, ging sie zu Nr. 3 hinüber und streckte die Hand nach deren Suppenschüssel aus. Wortlos reichte diese ihr den restlichen Eintopf und senkte demütig den Kopf.

Nr. 1 setzte sich auf die Decke und begann zu essen. Als sie fertig war, warf sie die Metallschüssel beiseite. Das Scheppern riss Nr. 3 aus ihrer Apathie. Sie blickte zuerst ängstlich zu Nr. 1 und dann auf den regungslosen Körper. »Ist sie tot?«, fragte sie so leise, dass er ihre Worte kaum verstand.

Nr. 1 zuckte mit den Achseln.

»Sie atmet nicht.« Nr. 3 legte ihren Kopf auf die Knie und bedeckte ihn mit den Armen, als wolle sie sich verstecken.

Wahrhaftig! Er zoomte den Körper von Nr. 2 so nahe wie möglich heran und achtete minutenlang auf irgendein Lebenszeichen.

»Du hast sie umgebracht«, sagte Nr. 3 in diesem Moment, ohne ihren Kopf zu heben. Diese Worte kamen gänzlich ohne Emotionen, registrierte der Mann fasziniert. Dann lächelte er und schrieb aufgeregt seine Beobachtungen in sein Buch. Tatsächlich, Nr. 1 hatte es getan. Sie hatte einen Menschen getötet. Die problematische Frage, was er nun mit der Leiche von Nr. 2 tun sollte, nahm er angesichts der neuen Entwicklung gerne in Kauf.

KAPITEL I

Die Narbe unter Michaela Baltzers linker Braue pulsier-
te, und über ihre Arme kroch Gänsehaut, was aber nicht
an der aufgeschnittenen Leiche vor ihr lag, sondern an
der Temperatur im Seziersaal.

»Dr. Ferreira, brauchen Sie noch lange? Ich bekom-
me bald Erfrierungen«, sagte sie und ärgerte sich, dass
sie nicht daran gedacht hatte, ihre Weste aus dem Auto
mitzubringen. Obwohl sie einen Kittel trug, der im Au-
topsiesaal obligatorisch war, reichte der nicht aus, um
sie zu wärmen. Sie hatte gedacht, er wäre mit der Ob-
duktion bereits fertig, würde ihr die relevanten Fakten
erklären, und sie könnte danach heimfahren. Doch als
sie im gerichtsmedizinischen Institut ankam, war Fer-
reira noch beim Sezieren. Michaela gehörte nicht zum
Typ »Ich setz mich mal ins Wartezimmer und blättere
in einer Illustrierten«. Deshalb stand sie nun da, fror
erbärmlich, und wie es aussah, musste sie eine ganze
Weile ausharren.

Ferreira blickte kurz zu ihr und widmete sich wieder
der Leiche vor ihm. »Etwa eine halbe Stunde. Das ist äu-
ßerst faszinierend, sehen Sie?«

Ferreira fand alles am Tod faszinierend. Michaela trat
einen Schritt vor, um bessere Sicht zu haben. Gleich da-
rauf wurde ihr Name gerufen. Sie drehte sich zur Tür,
von der die Stimme gekommen war.

»Frau Baltzer, da ist jemand, der Sie sprechen möchte. Sie sagt, es sei dringend.«

Wer zum Teufel ...? Eine schmale Gestalt drängte sich in die Tür, an der Sekretärin vorbei.

»Igitt! Tante Mika, du hast ja echt einen krassen Job.«
Valerie!

Mit wenigen Schritten war Michaela bei ihrer Nichte und stellte sich vor sie. Das Mädchen hatte bereits genug gesehen. »Valerie, raus mit dir! Was tust du überhaupt hier?«

Der Anblick der Leiche hatte ihre Nichte nicht im Mindesten erschüttert, wie es schien. Valerie stellte sich auf die Zehenspitzen und linste neugierig über Michaelas Schulter. »Na, ich war bei dir zu Hause, aber ich konnte nicht rein. Dann hab ich dich angerufen, doch dein Handy ist abgeschaltet. Krass, ist das der Magen?«

Dieses Mädchen! Michaela nahm ihre Nichte am Arm und versuchte, sie weg vom Raum in Richtung Tür zu drehen. Ein Sektionsaal war nun wirklich nicht der geeignete Ort für eine Sechzehnjährige.

Michaela verfluchte innerlich ihr Handy. Sie hatte es zwar nicht ausgeschaltet, es aber in ihrer Handtasche vergessen – und die lag im Auto in der Tiefgarage, wo es keinen Empfang gab.

Valerie schien mehr fasziniert als angeekelt und drängte sich an Michaela vorbei, um besser sehen zu können, ehe sie weitersprach: »Auf jeden Fall bin ich auf die Idee gekommen, einfach im Kriminalamt nachzufragen, und die sagten, dass du in der Gerichtsmedizin bist – und weil ich nicht wusste, was ich tun sollte, habe ich ein Taxi genommen, und hier bin ich. Der Fahrer wartet übrigens auf sein Geld. 35 Euro.«

Michaela schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn. »O Gott, ist heute ...?«

Valerie nickte.

»Tut mir leid, tut mir echt leid. Ich habe ... es ist etwas dazwischengekommen. Was Dringendes.«

Heute war der Tag, an dem ihre Nichte für das nächste Jahr bei ihr einzog. Thomas und Angelika, Valeries Eltern, hatten beschlossen, für Ärzte ohne Grenzen zu arbeiten. Valerie sollte eigentlich mit, doch sie hatte sich geweigert. Michaela fand Lesotho ebenfalls nicht sicher genug. Es hatte Diskussionen mit Thomas und ihrer Schwägerin gegeben. »Wer achtet in der Zeit auf sie?«, hatte Angelika, Michaelas Schwägerin, gefragt. »Etwa du?«

Valerie hatte sie so flehend angesehen, dass Michaela, ohne lange darüber nachzudenken, gesagt hatte: »Ja, warum nicht?« Damit war es abgemacht gewesen.

Und nun hatte sie es vergessen! Sie wollte um fünf zu Hause sein, aber dann überschlugen sich die Ereignisse, ein Leichenfund in der Währingerstraße, wahrscheinlich ein Drogentoter. Selbstmord durch Überdosis – oder Mord, wer konnte das schon vor der Obduktion genau sagen? Tja, und über all der Arbeit hatte sie nicht mehr auf die Zeit geachtet.

Valerie zuckte mit den Achseln. »Ja, ich sehe, dass du beschäftigt bist.«

Michaela blickte hilfesuchend zu Ferreira, der sich wieder dem Leichnam zugewandt hatte und tatsächlich gerade den Magen des Toten aus dessen Brusthöhle hob.

»Gehen Sie nur, ich maile Ihnen den Bericht, sobald ich ihn fertig habe«, murmelte er, ganz in seine Arbeit versunken.

»Danke«, rief ihm Michaela erleichtert zu und drängte Valerie aus dem Sezierraum.

»War das nun vorhin der Magen?«, blieb Valerie hartnäckig.

»Vergiss, was du gesehen hast. Das ist nichts für dich!« Michaela legte den Kittel, den Mundschutz, Überschuhe und die Schutzhaube ab. Mit gespreizten Fingern fuhr sie sich durchs Haar. Wie gut, dass sie sich schon vor Jahren für eine praktische Kurzhaarfrisur entschieden hatte.

»Ja, nicht wahr? Stimmt doch, oder?«, ließ Valerie nicht locker. »Ich habe eine Eins in Bio. Außerdem hat Papa ein Plastikmodell in der Praxis stehen. So eine Puppe, der man die Organe rausnehmen und wieder reinsetzen kann. Wie ein dreidimensionales Puzzlespiel. Das konnte ich schon mit fünf.«

Michaela presste die Lippen zusammen. Das alles fing ja gut an!

»Mit dem Mundschutz hast du wie ein Alien ausgesehen. Total cool. Müssen das alle tragen?«

Michaela seufzte. »Ja, das ist Pflicht.«

Valerie würde das nächste Jahr bei ihr leben und zwangsläufig einiges von ihrer Arbeit mitbekommen. Eine Sechzehnjährige war kein Kleinkind mehr – und ihre Eltern waren beide Ärzte. Sie unterschied sich sicherlich von anderen Jugendlichen ihres Alters. Deshalb stieß Michaela die Luft aus, gab sich einen Ruck und sagte: »Ja, du hast recht. Es war der Magen.«

»Woran ist der Typ gestorben?«

»Wahrscheinlich eine Überdosis Heroin. Dr. Ferreira wird das genau herausfinden.«

»Cool. Ich meine, was man alles herausfinden kann,

nicht, dass der Mann tot ist. Er hat nicht alt ausgesehen.«

Michaela fragte sich, was Valerie in dem kurzen Augenblick noch alles registriert hatte. »Das stimmt. Er war neunzehn. Aber jetzt komm. Meine Handtasche ist im Auto.«

Sie gingen den Flur entlang, der durch Neonleuchten erhellt wurde. Bei jedem Schritt quietschten die Sneakers auf dem gefliesten Boden. Michaela stemmte sich gegen die Stahltür und ließ Valerie vorausgehen.

Mit einem satten Rums schloss sich die Tür, und für einen kurzen Moment verschlug der Gestank nach Abgasen Michaela den Atem.

Sie dirigierte Valerie zu ihrem Fahrzeug, nahm die Tasche aus dem Kofferraum und drückte ihrer Nichte einen Fünfeuroschein in die Hand. »Hier, bezahl damit das Taxi und warte auf mich vor dem Eingang.«

Valerie nahm das Geld und ging den schmalen Gehsteig entlang. Michaela setzte sich in ihren VW und verharrte ein paar Sekunden, bevor sie den Motor startete und ausparkte.

»Schon gut, du wirst das schaffen«, sagte sie sich. Valerie war kein Baby, das rund um die Uhr Betreuung brauchte. Mit kleinen Kindern hatte Michaela nie was anfangen können. Über die Entscheidung, Valerie bei sich aufzunehmen, hatte sie häufig nachgedacht und befunden, es könne nicht allzu schwer sein, sich um ihre Nichte zu kümmern, die immerhin schon fast erwachsen war. Doch plötzlich schien die Verantwortung, die sie übernommen hatte, sich wie ein riesiger Berg vor ihr aufzutürmen, und sie ahnte, dass vieles anders werden würde, als sie sich das vorgestellt hatte.

Valerie stand vor dem Eingang und blickte erwartungsvoll in Michaelas Richtung. Der Wind zerzauste ihre schwarzen Locken, die dünnen, langen Beine steckten in roten Jeans, und trotz der wattierten Jacke schien ihr kalt zu sein, denn sie hatte die Schultern hochgezogen und beide Hände eingesteckt.

Valerie hatte zwei Reisetaschen bei sich, weitere zwei Koffer befanden sich bereits in Michaelas Gästezimmer – und sie hatte natürlich einen Schlüssel zur Wohnung ihrer Eltern behalten, falls sie etwas von zu Hause benötigen würde.

Michaela hielt vor ihrer Nichte, die ihre beiden Taschen auf die Rückbank wuchtete und sich dann auf den Beifahrersitz plumpsen ließ. »Hast aber lange gebraucht, Tanke Mika.«

»Tut mir leid, ist dir kalt geworden?«

Ungeduldig strich sich Valerie eine lange Haarsträhne aus dem Gesicht und erinnerte Michaela dabei an ihre Schwägerin. Valerie war ein Abbild ihrer Mutter, von der Haarfarbe bis hin zu den kleinen Gesten.

»Nein, nur an den Händen. Okay, hast du jetzt Feierabend oder musst du zu einer anderen Leiche?«

»Eindeutig Feierabend. Keine Leichen mehr heute – nicht für mich und schon gar nicht für dich. Das wird keine Gewohnheit.«

Michaela bedachte ihre Nichte mit einem kurzen Seitenblick. Die musterte sie und sagte schließlich: »Schon klar. Schade eigentlich.«

Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander, während Michaela ihren Gedanken nachhing und ihr Auto stadtauswärts lenkte. Valerie holte aus ihrer Jacken-

tasche eine Packung Kaugummi, wickelte einen Streifen aus und schob ihn sich in den Mund.

»Kann ich das Radio aufdrehen?«, fragte sie und ließ eine Kaugummiblase platzen.

Michaela nickte und bereute es augenblicklich. Normalerweise hörte sie immer nur Nachrichten. Nun dröhnte irgendein Popsong durch die Lautsprecher. Valerie sang den Refrain des Liedes laut mit.

»Muss ich das eigentlich kennen?« Bisher hatte Michaela immer das Gefühl gehabt, sich für ihre achtunddreißig Jahre ganz gut gehalten zu haben, doch im Moment kam sie sich uralt vor.

»Klar muss man das kennen, das ist gerade top.«

Michaela seufzte. »Na schön. Solange ich nicht mit-singen muss. Im Singen bin ich nämlich eine Niete.«

Und im Kochen sah es nicht besser aus. Für heute Abend würde es Pizza tun – und was der morgige Tag brachte, würde sich weisen.

Schon von Weitem sah sie den Möbelwagen auf der Straße vor ihrer Doppelhaushälfte. Vor zehn Jahren hatte Michaela in einem Anfall von Altersvorsorgepanik ihr Erspartes genommen und sich das Haus gekauft. Sie hatte überlegt, dass solch ein Wohnobjekt eine sichere Investition sei, auf jeden Fall besser, als Miete zu zahlen. Die ruhige Sackgasse, in der das Doppelhaus stand, kam dem Bedürfnis, in ihrer ohnehin spärlichen Freizeit möglichst wenig von ihrer Umwelt und den Nachbarn zu sehen oder zu hören, entgegen. Der angrenzende Garten war winzig. Sogar sie, die keinerlei Talent zum Gärtnern besaß, hatte sich zugetraut, ihn zu pflegen. Überraschenderweise machte ihr die Gartenarbeit

Spaß, auch wenn die Versuche, Gemüse zu ziehen, nur von wenig Erfolg gekrönt waren. Trotzdem bot das un-
einsehbare Fleckchen Grün ihr die Möglichkeit zur Ent-
spannung. Im Sommer lag sie dort unter einem Sonnen-
schirm auf einer Liege, trank Piña Colada und las – al-
lerdings meist Ermittlungsakten.

Nach dem Tod ihrer Nachbarin, Frau Kernbaum, hat-
te Michaela gehofft, es würde länger dauern, bis Frau
Kernbaums Neffe einen Käufer fand. Es war angenehm,
auf niemanden Rücksicht nehmen zu müssen und sich
keine Gedanken darüber zu machen, ob jemand ihr
Kommen und Gehen beobachtete, so wie das Frau Kern-
baums Hobby gewesen war.

»Stören wir?«, fragte einer der Möbelpacker.

»Nein, schon gut. Ich stell mich einfach in die Ein-
fahrt.«

Doch, ja. Natürlich störte der Möbelwagen. Aber sie
wollte nicht kleinkariert wirken. Der Lastwagen würde
ja wohl nicht ewig vor ihrem Haus stehen bleiben.

»Wer zieht denn ein?« Valerie beobachtete die Mö-
belpacker für Michaelas Geschmack ein wenig zu neu-
gierig.

»Keine Ahnung. Ich hoffe, eine nette Familie.« Oder
noch lieber ein kinderloses Paar, die beide arbeiteten
und nur selten zu Hause waren, setzte sie in Gedanken
hinzu.

»Hoffentlich keine ›schrecklich nette Familie‹«, gab
Valerie zurück und riss sich von dem Anblick der zwei
Männer los. Sie öffnete die hintere Autotür, um ihre Ta-
schen zu holen. Michaela nahm ihr eine ab.

»Uff, was schleppst du da mit dir rum? Steine?«

Valerie grinste. »Nur ein paar Leichteile«, und setz-

te gleich darauf hinzu, »okay, das war blöd. Ich habe nur das Notwendigste drin. Schulhefte, Playstation, ein paar Bücher, meine Schminksachen ...«

Michaela schloss die Haustür auf, stellte ächzend die Reisetasche in den Flur und streckte sich durch. Nur das Notwendigste, hatte Valerie gesagt. Playstation und Schminksachen ordnete Michaela nun nicht gerade in die Kategorie »überlebenswichtig« ein.

KAPITEL 2

Verfluchte Dunkelheit! Trotz der Schweinwerfer hatte Dagmar das Gefühl, viel zu wenig zu sehen. Die Abendlicht im Braunen Bären brachte zwar einiges an Trinkgeld, aber der nächtliche Heimweg über die Felder war ihr jedes Mal unheimlich. Entlang des Schotterweges huschten die Sträucher wie lebendige Schatten vorüber. Ein Tier, wahrscheinlich ein Vogel oder vielleicht sogar eine Fledermaus, flog knapp an der Windschutzscheibe vorbei. Dagmar zuckte zusammen. Um sich abzulenken, drehte sie das Radio an, doch selbst Bon Jovi mit *It's My Life* vertrieb das mulmige Gefühl nicht ganz. Dagmar sang laut mit, obwohl sie den Text nur bruchstückhaft kannte. Wenn sie nur schon zu Hause wäre! Der Wagen schleuderte leicht, als sie etwas zu schnell in die nächste Kurve fuhr. Der Lichtkegel erfasste etwas Helles, Großes mitten auf dem Weg. Ihr Fuß reagierte schneller als ihr Verstand und drückte das Bremspedal ganz hinunter. Der Wagen schlingerte, das Licht der Scheinwerfer erfasste kurz den Straßenrand, bevor es wieder zu dem Objekt zurückkehrte. Dagmar umklammerte das Steu-

er, die Reifen rutschten über den Kies, dann stand das Auto endlich. Sie holte tief Luft und blickte auf das, was nur wenige Meter entfernt vor ihrer Windschutzscheibe lag, reglos und bis in jede Einzelheit ausgeleuchtet. Es war kein Tier.

Ihre Beine fühlten sich wie Gelee an, als sie aus dem Auto stieg. Sobald ihr klar wurde, dass hier jede Hilfe zu spät kam, rebellierte ihr Magen. Ihr ganzer Körper bebte. Dagmar unterdrückte den Brechreiz und tastete in ihrer Jackentasche nach dem Handy. Erst beim dritten Anlauf gelang es ihren zitternden Fingern, den Notruf zu wählen. Danach stolperte sie die wenigen Schritte zu ihrem Wagen. Noch immer plärrte das Radio. Wie in Trance drehte Dagmar den Zündschlüssel, und das Radio verstummte. Gleichzeitig erloschen die Scheinwerfer und gaben das tote Mädchen der Dunkelheit zurück.

Dagmar stand neben ihrem Auto und beantwortete die Fragen, die einer der Polizeibeamten ihr stellte, während der andere in sein Funkgerät sprach. »Was passiert mit ihr?«, fragte Dagmar und zog die Jacke enger um ihre Brust.

»Wir warten auf die Spurensicherung. Haben Sie etwas angefasst?«

»Hm?« Dagmars Blick wanderte immer wieder zu dem Mädchen hinüber, obwohl sie am liebsten gar nicht hingesehen hätte. Sie wünschte, die Polizisten hätten das Blaulicht ausgeschaltet.

»Ob Sie etwas angefasst haben?«, wiederholte der junge Beamte noch einmal, diesmal mit etwas mehr Nachdruck, aber durchaus geduldig.

Dagmar schüttelte den Kopf. »Ich ... ich konnte nicht. Verstehen Sie?«

Der Polizist legte seine Hand auf Dagmars Arm. »Machen Sie sich bitte keine Gedanken darüber, Sie hätten ihr ohnehin nicht mehr helfen können. Sie war bereits tot, als sie hergebracht wurde. Es ist sogar gut, dass Sie nichts angerührt haben. Das macht es den Kollegen von der Spurensicherung leichter.«

Seine Worte sickerten nur langsam in Dagmars Bewusstsein. »Ist Ihnen etwas oder jemand aufgefallen?«, wollte der Polizist nun wissen. Dagmar riss sich mühsam vom Anblick der Toten los. »Nein, nichts. Es war alles wie immer – bis ich sie da liegen sah.« Sie wusste, dass es in Zukunft niemals mehr sein würde wie immer. Sie würde nie mehr diesen Feldweg nehmen, auch wenn er der kürzeste Weg nach Hause war.

Weitere Einsatzfahrzeuge kamen an, Leute stiegen aus. Sie hatten Koffer und Taschen bei sich, und die Geschäftigkeit, die sie verbreiteten, erinnerte Dagmar an einen Ameisenhaufen. Sie wandte sich ab, wollte nicht mit ansehen, was sie mit dem Mädchen anstellten. »Kann ich jetzt nach Hause?« Ihre Stimme klang kläglich dünn dabei.

Der Polizist nickte. »Wir melden uns bei Ihnen. Im Moment haben wir alles, was wir brauchen.«

Als Dagmar ihr Auto wendete und sich vom Feldweg entfernte, wünschte sie, sie könnte die Bilder in ihrem Kopf ebenso einfach hinter sich lassen.

KAPITEL 3

Der Wecker klingelte um halb sieben. Schlaftrunken tastete Michaela nach ihm, registrierte mit halb geöffneten Lidern die Uhrzeit und lehnte sich ächzend zurück in ihr Kissen. Nein, was sollte das denn? Fast im gleichen Moment fiel ihr ein, dass mit der Uhr alles in Ordnung war. Sie hatte den Wecker auf halb sieben gestellt, weil Valerie in die Schule musste.

In dem überweiten T-Shirt, das Michaela als Nachthemd diente, tapste sie barfüßig aus dem Schlafzimmer, klopfte an die Tür des Gästezimmers, öffnete sie und rief munterer, als ihr zumute war: »Guten Morgen!«

Valerie gab keinen Mucks von sich. Was sollte Michaela tun? Wachrütteln oder einen nassen Waschlappen holen?

Sie trat an Valeries Bett und räusperte sich. »Valerie, aufstehen!«

Endlich reagierte das Mädchen mit einem Grummeln.

»Ich bleib so lange neben dem Bett stehen, bis ich das Gefühl habe, dass du wach bist.«

Valerie setzte sich mit geschlossenen Augen auf. Ihre schwarzen Locken standen nach allen Richtungen ab, und ihre Wangen waren vom Schlaf gerötet.

»O Gott! Wie spät ist es?«

»Halb sieben. In einer Dreiviertelstunde musst du los, sonst kommst du zu spät.«

Valerie verdrehte die Augen und ließ sich zurückplumpsen. »Mensch, dann reicht es, wenn du mich um sieben aufweckst.«

Michaela verschränkte die Arme vor der Brust. »Du kannst mir nicht allen Ernstes erzählen, du brauchst bloß eine Viertelstunde zum Anziehen, Duschen, Frühstück, Jausenbrot herrichten ...«

Valerie seufzte und schlug die Decke zurück. »Super! Geduscht hab ich gestern Abend, und frühstücken tu ich nie. Aber jetzt kann ich eh nicht mehr weiterschlafen.«

Michaela schüttelte den Kopf. Sie hatte das starke Gefühl, gerade etwas falsch gemacht zu haben, doch sie wusste beim besten Willen nicht, was. Vielleicht fand sie unter der Dusche eine Antwort.

Sie hatte sich eben die Haare eingeschäumt, als der Wasserstrahl zu einem Rinnsal wurde und schließlich ganz versiegte. Verdammst, was sollte das? Ein paar Mal betätigte Michaela den Mischhebel. Vergebens.

»Herrgott noch mal, was ...?«, fluchte sie vor sich hin, als sie nach einem Handtuch tastete.

Endlich hatte sie etwas zum Abtrocknen gefunden, das sich allerdings nicht nach einem Handtuch, sondern vielmehr nach ihrem Schlafshirt anfühlte, aber sei's drum. Besser als nichts. Zuerst rieb sie damit die Augen ab, dann zog sie es über und kam sich vor wie ein triefender Wischmopp. Was hatte Valerie angestellt? Noch keine vierundzwanzig Stunden wohnte ihre Nichte im Haus, und schon sorgte sie für einen Wasserrohrbruch oder Schlimmeres. »Valerie!«

»Bin in der Küche ... Tante Mika, was ist mit dem Wasser los?«

Das Rätsel löste sich, nachdem Michaela sich ihr Haar mit zwei Flaschen Mineralwasser ausgespült hatte und durch das Küchenfenster sah. Vor dem Nachbarhaus

stand das Auto der Wasserwerke. Michaela stürmte hinaus.

»Hören Sie, Sie können doch nicht einfach ohne Vorwarnung das Wasser bei mir abdrehen«, rief sie dem Arbeiter zu, der vor der Tür ihres neuen Nachbarn stand und darauf wartete, dass ihm jemand öffnete.

Der Mann grinste sie an. »Gute Frau, Sie werden sich mit den nassen Haaren den Tod holen. Und vielleicht sollten Sie sich auch was Wärmeres anziehen.«

So eine Frechheit, was ging den Kerl an, wie sie herumlie! Auch wenn er recht hatte. Das T-Shirt war wirklich etwas dürrig für Mitte November und gerade mal fünf Grad, wie sie mit einem kurzen Blick auf das Außenthermometer feststellte.

»Übrigens haben wir Bescheid gegeben. Liegt in Ihrem Briefkasten. Herr Dalisch bekommt einen neuen Wasserzähler. Dauert höchstens eine halbe Stunde.«

Wortlos drehte sich Michaela um und schlug die Eingangstür zu. Eine halbe Stunde! Da konnte sie sich nicht mal mehr einen Kaffee machen. Was für ein miserabler Tagesanfang. Dalisch hieß also ihr neuer Nachbar. Michaela wusste jetzt schon, dass sie ihn nicht leiden konnte.

Als sie wieder in die Küche kam, gab die Kaffeemaschine gurgelnde Geräusche von sich, und Kaffeeduft erfüllte den Raum.

»Wie hast du das ohne Wasser hingekriegt?« Michaelas Laune hob sich um einen Zehntelmillimeter.

Valerie hob die Schultern. »Na, auf die gleiche Art, wie du dein Haar ausgespült hast. Mit Mineralwasser. Ich hoffe, der Kaffee schmeckt trotzdem.«

»Also schlimmer als im LKA kann er auch nicht sein. Riechen tut er jedenfalls gut.«

Michaela verschwand erst mal im Bad, um sich zu föhnen und endlich etwas anzuziehen. Die heiße Luft prickelte angenehm auf ihrer Kopfhaut, und einmal mehr war sie froh über den pflegeleichten Haarschnitt, der zusammen mit der weißblonden Farbe an die Frisur von Pink erinnerte – nur dass es sich bei Michaela um ihre Naturhaarfarbe handelte. Heute war sie für die außergewöhnliche Farbe dankbar, doch als Kind hatte sie sie gehasst, weil sie von allen »Engel« genannt wurde.

Länger als drei Minuten brauchte sie nicht, um ihr Haar zu trocken, was ungemein praktisch war, wenn man an chronischem Zeitmangel litt. Um etwas Pep in ihre Frisur zu bringen, knetete sie Gel hinein und zupfte ein paar Strähnen ins Gesicht.

Als sie schließlich mit einem leichten Make-up, das sie bloß auftrug, um ihre Narbe zu verdecken, in Jeans und Rollkragenpulli wieder in die Küche kam, war Valerie nicht mehr da. Sie hatte einen Zettel auf den Küchentisch gelegt.

Bin schon weg. Kaffee ist eine Katastrophe. Wenn er in deiner Arbeit noch schlimmer ist, na dann Prost und herzliches Beileid.

V

Michaela musste lächeln, als sie die Notiz las. Dann nahm sie einen sauberen Becher aus dem Schrank, füllte ihn mit Kaffee, tat zwei Löffel Zucker und etwas Milch dazu und kostete. Na bitte, so schlecht schmeckte er gar nicht.

Michaelas Büro lag im dritten Stock. Sie teilte das geräumige Zimmer mit zwei anderen Kollegen. Vincent saß bereits an seinem Schreibtisch. Er war immer der Erste im Büro, und er und Michaela gingen meist auch als Letzte. Vincent nickte ihr zu, als sie eintrat, und widmete sich gleich wieder dem Computer. Schon längst hatte sich Michaela an seine Wortkargheit gewöhnt.

Zu Beginn ihrer Zusammenarbeit war sie irritiert gewesen, dass er auf Fragen nur einsilbig antwortete. Sie hatte gedacht, es läge an ihr. Darauf angesprochen, hatte er überrascht den Kopf geschüttelt und die längste zusammenhängende Rede gehalten, die sie je von ihm gehört hatte. Nein, er habe kein Problem mit ihr, er schätzte und mochte sie. Er war nur halt eben kein Typ, der gern schwafelte, frei nach dem Motto, Schweigen ist Gold.

»Guten Morgen, gibt's schon Kaffee?«, fragte Michaela und hängte ihre Jacke auf den Garderobenständer, der neben der Tür stand.

Er deutete mit dem Kopf zum Aktenschrank, auf dem eine Thermoskanne stand.

»Danke, den kann ich heute echt brauchen. Ich hatte ...«

Bevor sie weiterreden konnte, öffnete sich die Tür, und Doris schwebte herein. Doris war die Dienstjüngste von ihnen, eifrig und idealistisch. Michaela fragte sich häufig, wie ihre junge Kollegin es schaffte, den anspruchsvollen und zeitintensiven Job mit ihrer Familie zu vereinbaren. Leicht war es bestimmt nicht, sie hatte einen kleinen Sohn. Trotzdem hatte sie sich noch nie beklagt, wenn sie länger bleiben sollte.

Doris sah überhaupt nicht aus wie eine Polizistin. Von ihrem hüftlangen blonden Haar, das sie meist zu einem französischen Zopf geflochten trug, und ihrer elfengleichen Figur hatten sich schon manche täuschen lassen. Doris zeichnete sich durch blitzschnelle Reaktionen aus, und im Nahkampftraining legte sie Kerle, die annähernd doppelt so schwer waren wie sie, auf die Matte, weil sie grundsätzlich unterschätzt wurde.

»Guten Morgen, willst du auch einen Kaffee?«

»Ja, bitte. Ich habe kaum geschlafen. Jonas kommt neuerdings fast jede Nacht in unser Bett, und das will ich ihm nicht durchgehen lassen, also muss ich jedes Mal aufstehen, ihn ins Zimmer zurückbringen ...«

Den mangelnden Schlaf merkte man Doris allerdings nicht an. Jedes Haar saß perfekt, und die Augenringe musste sie überschminkt haben.

Michaela reichte ihr einen Becher, trank selbst einen großen Schluck aus ihrem, verzog dabei das Gesicht und musste sich eingestehen, dass Valeries Gebräu um Längen besser geschmeckt hatte.

»Vincent, kannst du dich losreißen? Einsatzbesprechung«, sagte sie. Vincent nickte. Sie wartete mit Doris an der Tür, bis auch Vincent von seinem Stuhl aufstand. Dann gingen sie zu dritt hinunter in die zweite Etage, wo der Konferenzraum lag.

Die morgendlichen Einsatzbesprechungen gehörten mit zu den wichtigsten Terminen der Beamten des Landeskriminalamtes. Hier wurden die aktuellen Fälle besprochen, die Aufgaben verteilt, und oft genug hatte ein Kollege außerhalb der eigenen Gruppe eine zündende Idee, die helfen konnte, wenn man selbst nicht mehr weiterkam.

Werner Steuerer, Direktor des Kriminalamtes und Michaelas Chef, stand neben dem Schreibtisch, der an ein Lehrerpult erinnerte. Als er Michaela, Vincent und Doris hereinkommen sah, nickte er ihnen zu.

Steurer war ganz in Ordnung, wenn man von den karierten Hemden, die er in allen möglichen – und unmöglichen Farbkombinationen trug, absah. Heute war es gelb-grün. Er hatte die Ärmel aufgerollt, und sein braunes Sakko hing an der Stuhllehne hinter ihm.

Demonstrativ sah er auf seine Armbanduhr, ging dann zur offenen Tür, schloss sie, setzte sich auf seinen Platz und fuhr mit gespreizten Fingern durch sein schütteres Haar.

»In der Nacht gab es einen Leichenfund«, begann er die Morgensitzung. »Ein junges Mädchen, Name unbekannt. Michaela, ich möchte, dass du das übernimmst.«

Michaela nickte und schrieb alle wesentlichen Fakten auf. Während sie in Gedanken bereits die nächsten Schritte überlegte, ging Steuerer weiter zu den aktuellen Fällen und ließ sich von den jeweiligen Gruppenleitern auf den neuesten Stand der Ermittlungen bringen.

»Was macht der Drogentote?«, fragte er. Es dauerte einen Augenblick, bis Michaela registrierte, dass die Frage an sie gerichtet war.

»Ach so. Da bleiben die Proben abzuwarten, die Ferreira ins Labor geschickt hat. Aber wie es aussieht, war's tatsächlich eine Überdosis. Ich habe mich mit der Toxikologie in Verbindung gesetzt, wir arbeiten da gemeinsam dran.«

Steurer nickte wohlwollend und klopfte mit beiden Händen auf den Tisch. »Na dann. An die Arbeit.« Mit diesen Worten beendete er für gewöhnlich die Morgen-

sitzungen. Langsam leerte sich der Konferenzsaal, auch Michaela stand auf. Gemeinsam mit ihren beiden Kollegen ging sie in ihr Büro zurück und forderte alle Unterlagen über den Leichenfund an. Als sie den dürftigen Bericht las, stellten sich die Härchen auf ihren Armen auf. Die Fotos taten ihr Übriges dazu. Das Mädchen war noch ein Kind, etwa so alt wie Valerie. Entschlossen griff sie zum Telefon, rief in der Gerichtsmedizin an und ließ sich zu Ferreira durchstellen.

»Nein, ich habe keine Neuigkeiten, was den Drogentoten ...«

»Deshalb rufe ich nicht an. Heute Nacht ist ein junges Mädchen gefunden worden. Können Sie das übernehmen?«

Michaela hörte den Gerichtsmediziner etwas in den Computer tippen und sandte stumm ein »Bitte, bitte!« hinterher. Es gab keinen besseren als ihn.

Er seufzte. »Hören Sie, ich habe wirklich ...«

Michaela ließ ihn nicht ausreden. »Bitte, Dr. Ferreira. Ich habe eine Nichte im gleichen Alter. Und Sie haben doch auch Kinder.«

Ferreira blies die Luft aus. »Nun gut. Aber dafür sind Sie mir einen Gefallen schuldig. Und seien Sie in einer Stunde hier. Ich muss die Kleine zwischen zwei anderen Obduktionen reinschieben.«

Michaela bedankte sich überschwänglich und legte auf.

»Doris, wir fahren in die Gerichtsmedizin. Ferreira macht die Obduktion – und zwar«, sie blickte auf die Uhr, »schon in einer Stunde.«

Doris hob eine ihrer perfekt gezupften Augenbrauen. »Wie hast du das wieder hingekriegt?«

»Ich habe an seine väterlichen Gefühle appelliert«, meinte Michaela lächelnd. »Vincent, kannst du einstweilen mit Dagmar Stelzmann reden? Ihre Adresse steht in den Akten.«

»Die Zeugin, die die Leiche gefunden hat?«

»Genau!« Noch während sie sprach, griff sie nach ihrer Jacke.

Vincent nickte, während er von seinem Croissant abbiss, und streckte den Daumen hoch.

Doris schlüpfte ebenfalls in ihren langen Mantel. Sie sah darin vornehm und noch weniger nach Polizistin aus. Michaela stellte es sich schwierig vor, in solch einem Teil Verbrechern nachzuhetzen, auch wenn Verfolgungsjagden mehr im Fernsehen als in der Realität vorkamen. In der Regel übernahm eines der Sondereinsatzkommandos wie Cobra oder Wega, wenn es richtig brenzlich wurde.

Doris zog sich den Mantel aus und legte ihn auf den Rücksitz des Wagens. Dann setzte sie sich hinter das Steuer. So ein Mantel war also offenbar doch unpraktisch, stellte Michaela fest.

Ihre Gedanken waren bei der unbekanntenen Toten – und das wiederum führte dazu, dass sie an Valerie denken musste. Ihre Nichte würde gegen fünf nach Hause kommen. Sie durfte ihren Fehler von gestern nicht wiederholen und die Zeit vergessen. Auch wenn das hieß, dass sie heute um vier Schluss machen und ausgerechnet zur Stoßzeit heimfahren musste. Wahrscheinlich war Valerie es gewohnt, dass das Essen auf dem Tisch stand, wenn sie von der Schule kam. Vielleicht fand Michaela ja ein halb fertiges Tiefkühlgericht, grübelte sie weiter,

da konnte nichts schiefgehen. Genau, sie würde sich mit Fertigmenüs eindecken, dann brauchte sie nicht jedes Mal auf die Uhr schauen, um rechtzeitig daheim zu sein. Gerade jetzt, wo sie einen neuen Mordfall bearbeiten musste und sich die Überstunden häufen würden, wie jedes Mal. Die Mikrowelle bedienen konnte schließlich jedes Kind. Valerie würde sich eben an Michaelas Leben gewöhnen müssen.

»Sag, Doris, was isst dein Sohn am liebsten? Meine Nichte wohnt für eine Weile bei mir, und ich weiß nicht, was ich ihr vorsetzen soll. Aber es darf nichts Kompliziertes sein, mit dem Kochen ist es bei mir nicht weit her.«

Doris hielt eben vor einer roten Ampel und bedachte sie mit einem Schmunzeln. »Jonas isst gerne Grießbrei. Spaghetti gehen auch immer. Pizza, Toast, Würstchen mit Kartoffelbrei.«

»Pizza hatten wir gestern. Griesbrei klingt nicht sehr berauschend, aber Spaghetti, Würstchen und Toast merk ich mir.«

»Obst isst er auch gern, mit Gemüse gibt es meistens Kampf. Wie alt ist denn deine Nichte?«

»Sechzehn.«

»Oh, Jonas ist erst vier. Ich glaube nicht, dass man seinen Geschmack mit dem eines Teenagers vergleichen kann.«

Die Ampel schaltete auf Grün, und Doris fuhr los.

»Mensch, sieh dir diese Schnecke an«, schimpfte sie vor sich hin. »Man könnte meinen, da versucht einer, den Rekord im Langsamfahren zu brechen.«

Sie schwenkte auf die zweite Spur, sah in den Rückspiegel und drängte sich zwischen zwei Autos wieder auf den rechten Fahrbahnstreifen. Hinter ihnen hupte

es. Doris hob entschuldigend die Hand. »Nur gut, dass die Leiche in der Kühlkammer ist, bei dem lahmen Tempo hier würde sie zu verwesen beginnen, bis wir angekommen sind.«

Doris war eine ungeduldige Autofahrerin. Auch sonst kam es Michaela vor, als würde ihre Kollegin auf der Überholspur leben – und wieder fragte sie sich, wie Doris das alles schaffte und dazu den Anschein erweckte, Kind, Job, Mann und Haushalt mühelos zu stemmen, während Michaela schon mit der Essensfrage überfordert war.

»Und wie lebt es sich mit einem Teenager unter einem Dach?«, nahm Doris den Faden auf, nachdem sie ziemlich waghalsig zwei weitere Autos überholt hatte.

»Tja, das wird sich weisen. Sie wohnt erst seit gestern bei mir. Ich habe ihr das Gästezimmer überlassen, damit ist zumindest gesichert, dass jeder seinen Rückzugsbereich hat, falls wir uns streiten. Und ich fürchte, das wird nicht ausbleiben. Mein Problem ist nämlich, dass ich keine Ahnung von Kindern habe.«

Doris lachte. »Ich gebe dir einen guten Tipp: Sag bloß nie, niemals Kind zu ihr. Das nimmt sie dir bestimmt krumm. Wolltest du nie eigene Kinder haben? Natürlich ändert sich das ganze Leben, aber es ist unvergleichlich schön. Und man hat Zeit, sich langsam an die Pubertät zu gewöhnen.«

Michaela schüttelte den Kopf. »Nein, ich hatte nie das Bedürfnis. Ich glaube, ich wäre eine schreckliche Mutter. Jedes Mal, wenn ich auf Valerie aufpassen musste, war ich froh, sie wieder abgeben zu können.«

Doris bedachte sie mit einem kurzen Seitenblick. »War sie denn so anstrengend?«

»Oh, nein, sie war total brav. Du darfst nicht denken, ich hätte ihre Besuche bei mir nicht genossen, aber ... ich war danach immer total ausgelaugt. Wahrscheinlich, weil ich irgendwie die Supertante geben wollte.«

Doris lachte. »Oje, das ist das Tanten- beziehungsweise Onkel-Syndrom. Bei uns hat es mein jüngerer Bruder.«

Michaela lächelte. Tanten-Syndrom traf es ganz gut. Und sie war zu Doris nicht ganz ehrlich gewesen. Mit knapp über zwanzig hätte sie gern ein Kind gehabt. Sie war davon überzeugt gewesen, in Sascha ihre große Liebe getroffen zu haben, für immer mit ihm zusammenzubleiben, eine Familie zu gründen – das ganze Programm halt. Nach drei Jahren Beziehung hatte sie statt eines Verlobungsringes den Laufpass bekommen. Noch heute fragte sie sich, wie sie so blind hatte sein können, um nicht zu erkennen, was sich hinter ihrem Rücken abgespielt hatte. Seither war sie sehr froh, keine eigenen Kinder zu haben. Sie hatte sich mit aller Kraft auf ihren Job konzentriert und hatte jeden Gedanken an eine feste Beziehung und eigene Familie verdrängt. Heute fand sie ihr Leben gut, wie es war. Sie brauchte niemand Rechenschaft geben, konnte kommen und gehen, wie es ihr passte ... das hieß, bis gestern war das noch so gewesen. Nun hatte sie Valerie, auf die sie Rücksicht nehmen musste.

Michaela blinzelte und holte sich aus ihrer Gedankenwelt in die Gegenwart zurück. »Wahrscheinlich liegt es an diesem Tante-Syndrom, dass ich eingewilligt habe, Valerie bei mir wohnen zu lassen, während ihre Eltern in Lesotho sind.«

»Meine Güte, was verschlägt sie denn ausgerechnet nach Lesotho? Und wie lange bleiben sie?«

»Ärzte ohne Grenzen, und sie bleiben ein ganzes Jahr. Sie hätten Valerie mitgenommen, aber sie wollte nicht. Ihre Freunde, die Schule ... na ja, wie das halt in dem Alter ist.«

»Dann wünsche ich dir viel Glück, ein Jahr kann verdammt lang werden. Aber du machst das schon, da bin ich sicher. Wenn es schwierig wird, denkst du einfach dran, wie es für dich in ihrem Alter war.« Doris grinste.

Einen Teenager niemals als Kind bezeichnen und daran denken, wie ich in dem Alter war, wiederholte Michaela stumm für sich Doris' Ratschläge. Gut, das konnte sie umsetzen. Wie viele Tipps würde sie brauchen, um sich der Aufgabe, eine Jugendliche zu erziehen, gewachsen zu fühlen? Vielleicht sollte sie ein paar dieser Ratgeber lesen. Sie würde sich gleich heute Abend im Internet schlaumachen, welche es auf dem Markt gab.

Mittlerweile hatten sie das gerichtsmedizinische Institut erreicht, und Doris suchte gerade nach einer geeigneten Parklücke.

»Ich stand gestern in der Tiefgarage«, sagte Michaela.

»Nicht nötig«, entgegnete Doris, »Platz genug.« Dann zwängte sie sich in die enge Lücke, die sie ausfindig gemacht hatte. Der Wagen stand nahezu Stoßstange an Stoßstange mit den anderen. Michaela konnte nicht umhin, ihre junge Kollegin zu bewundern. Sie hätte nicht mal versucht, mit dem Auto da hineinzukommen.

KAPITEL 4

Das Problem, die Leiche zu entsorgen, hatte er gelöst. Obwohl er sich natürlich auf solch einen Fall vorbereitet hatte, war zwischen der theoretischen Planung und der praktischen Umsetzung ein großer Unterschied. Jetzt, Stunden später, wünschte er, er hätte eine elegantere Lösung gefunden. Nr. 2 einfach abzulegen, war so ... plump. Von ihm selbst hätte er sich mehr Fantasie erwartet. Er verdrängte das Gefühl der Unzufriedenheit. Das Wichtigste war, dass er keine Spuren hinterlassen hatte. Er tröstete sich mit dem Gedanken, dass er es beim nächsten Mal besser machen würde. Und es stand für ihn außer Zweifel, dass es ein nächstes Mal geben würde. Eigentlich hatte er sein Ziel erreicht, eines der Mädchen hatte ein anderes getötet. Experiment gelungen. Aber der Gedanke, jetzt aufzuhören, erfüllte ihn mit Entsetzen. Immerhin war Nr. 1 bereits gewaltbereit gewesen, als sie in seine Obhut kam. Außerdem hatte sie im Affekt gehandelt, was einen großen Unterschied zu einer bewussten Tat darstellte. Viel interessanter wäre es herauszufinden, ob er eine der anderen Testpersonen so weit bringen konnte zu morden. Eine, die vorher nicht durch Aggressivität aufgefallen war, die unbescholten und sozial veranlagt war. Ja, er würde das Experiment weiterführen.

Vorfreude erfüllte ihn, und er musste sich eingestehen, dass sie nicht allein in seiner Entscheidung weiterzumachen begründet war. Ihm gefiel die Macht, die er über seine Testpersonen hatte, er liebte ihren Geruch nach Angst. Es bereitete ihm Spaß, sich neue, schwie-

rigere, grausame Aufgaben auszudenken. Seine Mutter hatte ihm mit ihren Forschungen den rechten Weg gewiesen, doch seine Würden ihre übertreffen, denn er war bereit, den Einsatz zu erhöhen. Er musste seine Testpersonen stärker unter Druck setzen, sie brechen, sie manipulieren. Dass er dabei Vergnügen empfand, war ein zusätzlicher Bonus. Warum auch nicht? Arbeit hieß nicht, dass sie keinen Spaß machen durfte. Als Nächstes musste er also Ersatz für Nr. 2 besorgen.

Er hatte Nr. 1 von Nr. 3 getrennt, nur zur Sicherheit. Da sie die Grenze endlich überschritten hatte, wollte er nicht riskieren, etwas Wichtiges zu versäumen.

Er sah auf die Uhr, vervollständigte seine Aufzeichnungen und machte sich auf den Weg. Bis heute Abend war viel zu tun.

Nr. 3 atmete auf. Er war weg. Die Mörderin ebenso. Sie wusste, dass die Verschnaufpause im besten Falle nur ein paar Stunden betrug. Aber diese kurze Zeit war kostbar. Sie konnte sich erlauben, ihre Anspannung loszulassen, wenigstens, bis er sie wieder zusammen mit Nr. 1 in einen Raum sperrte. Sie durfte ihre Vorsicht fallen lassen, ihren Gedanken nachhängen, davon träumen, dass jemand kommen und sie finden würde. Diese dumme Hoffnung, die sie nicht abschütteln konnte. Noch nicht.

Sie rollte sich zu einem Kokon zusammen und spürte den harten Boden unter ihrem nackten Körper. Was hätte sie nur für eine Decke gegeben, aber die gehörte Nr. 1. Sie wusste gar nicht mehr, wie es sich anfühlte, nicht zu frieren. Oder nicht mehr hungrig zu sein – Dinge, die sie früher für selbstverständlich gehalten hatte.

Dinge, die ihr genommen wurden, so wie auch ihr Name. Ab dem Zeitpunkt, an dem er sie in diesen Keller gesperrt hatte, war sie Nr. 3 gewesen. Sie wünschte sich, sie hätte die Zeit zurückdrehen können. Nur ihre Gedanken konnte er nicht kontrollieren. Sie schloss die Augen und sah ihre Familie, ihren Bruder, mit dem sie oft gestritten hatte. Wie sehr hatte sie sich darüber geärgert, dass sie als Ältere jedes Mal nachgeben sollte? »Sei doch nicht so« oder »Die Klügere gibt nach«, gehörten zu den Lieblingsprüchen ihrer Mutter. Und Grissy, ihr Hund. Sie wusste nicht mal, ob er noch lebte. Sie dachte an den verhängnisvollen Nachmittag, und Tränen rollten still ihre Backen hinunter, während zum hunderten oder tausendsten Mal der Film ihrer Entführung vor ihrem inneren Auge ablief.

Eigentlich war es gar nicht ihre Aufgabe gewesen, mit Grissy spazieren zu gehen, sondern Lukas'. Nach zähen, langen Verhandlungen hatten die Eltern zugestimmt, einen Hund aus dem Tierheim zu holen, unter der Voraussetzung, dass Maja und Lukas sich am Nachmittag beim Gassigehen abwechseln würden. Doch ihrem Bruder war bereits zum dritten Mal hintereinander eine Ausrede eingefallen, warum er mit dem Hund nicht rauskonnte. Einmal war es ein wichtiges Fußballspiel, mal eine Verabredung zum Schwimmen. An dem Tag hatte er furchtbare Halsschmerzen.

Sie schlug den Weg ein, den sie mit Grissy immer nahm. Auf den anderen Routen gab es ein paar Hunde, vor denen sie Angst hatte. Die liefen ohne Leine, ihre Besitzer meilenweit weg oder überhaupt nicht da.

Auf diesem Pfad war ihr noch nie jemand begegnet.

Wahrscheinlich wurde er ohnehin nur von ihr und ihren engsten Freundinnen benutzt, um zum Bach zu gelangen. Dort saßen sie oft stundenlang, sahen dem Wasser zu, quatschten über Jungs oder lästerten über ihre Eltern.

Dann, aus dem Nichts heraus, blieb Grissy stehen und begann, wie wild zu kläffen.

Ihr entschiedenes »Aus!« nützte gar nichts. Der Hund sträubte sein Fell und bellte lauter. Vielleicht ein Kaninchen, dachte sie.

»Komm her!«, befahl sie und legte alle Strenge in ihre Stimme. Grissy folgte endlich, blickte sich aber immer wieder um und knurrte. So hatte Maja den Hund noch nie erlebt. Ihr wurde mulmig zumute. Sie hätte auf ihr Gefühl hören sollen. Stattdessen lobte sie Grissy und nahm ihn auf den Arm. Ein Geräusch hinter ihr ließ sie zusammenfahren. Angsthase!, schalt sie sich. Dennoch verlangsamte sie automatisch ihre Schritte, um besser hören zu können.

Da spürte sie einen Ruck an ihrer Jacke. Ehe sie protestieren konnte, legten sich zwei Hände um ihren Hals und drückten zu. Unbarmherzig. Sie ließ Grissy los, wand sich, trat nach hinten und fühlte, dass sie getroffen hatte, denn für einen winzigen Moment lockerte sich der Griff des Fremden.

Der Funke Hoffnung, der in ihr aufglomm, als Grissy knurrte und ihr Angreifer einen Schmerzensschrei ausstieß, erlosch, als sie ihren Hund jaulen hörte. Sie drehte sich um, sah aus dem Augenwinkel Grissys Körper am Boden liegen. Die Wut, die sie beim Anblick ihres leblosen Hundes überkam, verlieh ihr neue Kraft. Sie drehte sich um, fest entschlossen, ihrem Angreifer

das Gesicht zu zerkratzen. Doch der Mann hatte kein Gesicht. Im Bruchteil einer Sekunde bemerkte sie die Sturmhaube, die seine Züge verdeckte. Sie wirbelte herum. Lauf!, befahl sie sich, und ihre Beine gehorchten widerwillig.

Sie stolperte, strauchelte, fiel. Tränen rollten ihr über die Wangen, sie schluchzte, während sie sich aufrappelte, um ihren Fluchtversuch fortzusetzen.

Sie kam nicht weit. Erneut wurde sie gepackt. Hände drückten ihre Kehle zu, fester als vorher. Maja fand bald nicht mehr die Kraft, sich zu wehren. Ihr Körper erschlaffte, die Schmerzen in ihren Augen, an ihrem Hals und in ihrer Lunge verebten, dann wurde es dunkel um sie. Ihre letzten Gedanken galten Grissy, dem tapferen kleinen Hund, der sie beschützen wollte, und Lukas, ihrem Bruder. Nun wäre er der Große.

Sie hatte gedacht, sie würde sterben – und nun wünschte sie manchmal, er hätte sie damals tatsächlich umgebracht. Der Tod wäre gnädiger gewesen als das, was sie seither erleben musste. Und doch – solange die winzige Chance bestand, sie könnte wieder nach Hause kommen, würde sie das Frieren, den Hunger, die Demütigungen irgendwie überstehen. Dumme Hoffnung, dumme, dumme Hoffnung. Aber sie war das Einzige, das ihr geblieben war.

KAPITEL 5

»Na, dann wollen wir mal«, meinte Ferreira, als Michaela und Doris sich in seinem Büro meldeten. »Saal 2«, wies er ihnen den Weg. »Ich habe sie schon reinbringen lassen.«

Michaela war nicht zimperlich. In den letzten fünf Jahren, seit ihrer Zeit in der Mordkommission, war sie bestimmt bei zwei Dutzend Obduktionen dabei gewesen. Und auch davor, ganz am Anfang bei der Streife, hatte sie Tote gesehen. Doch beim Anblick des Mädchens auf dem Stahltisch, klein und unterernährt, übersät mit blauen Flecken, musste sie schlucken. Himmel, sie war wirklich nicht älter als Valerie.

Sie betrachtete den nackten Körper, der kindlich und unschuldig wirkte. Im Haar hatten sich Blätter, Schmutz und Grashalme verfangen. »Sie wurde nackt aufgefunden?«, fragte sie und erkannte ihre eigene Stimme kaum wieder.

Ferreira nickte. »Nichts. Keine Kleidung, nicht einmal eine Decke oder ein Laken.«

»Ist sie ... wurde sie ...?«, begann Doris. Der Anblick schien ihr ebenfalls ziemlich nahezugehen.

»Das weiß ich nicht. Wir stehen ja ganz am Anfang.«

Ferreira gab dem Obduktionsassistenten ein Zeichen, und zusammen drehten sie den Leichnam auf den Bauch. »Hier, das finde ich faszinierend. Sehen Sie?« Er deutete auf die Fersen des Mädchens.

Michaela und Doris beugten sich gleichzeitig hinunter. »Da ist ja gar nichts«, rief Doris enttäuscht und richtete sich wieder auf.

»Eben«, gab Ferreira zurück und sparte sich jede weitere Erklärung. Hilfesuchend blickte Doris zu Michaela.

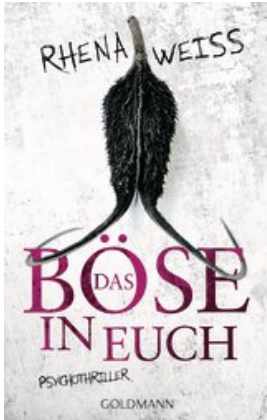
»Man kann auch Schlüsse aus fehlenden Dingen ziehen«, erläuterte Michaela. »Keine Schleifspuren bedeuten, dass der Täter oder die Täterin sie möglicherweise getragen hat.«

Michaela konnte förmlich Doris' Gehirnzellen arbeiten sehen. »Sie könnte auf einer Decke oder Ähnlichem gelegen haben.« Michaela lächelte Doris zu. »Du lernst schnell. Das ist eine Möglichkeit. Dann müssten allerdings Fasern zu finden sein.«

Michaela sah zu, wie Ferreira und sein Assistent mit Klebebandstreifen den Rücken des Mädchens abklebten, diese wieder abzogen und beschrifteten. Danach kämmten die beiden das Haar durch und packten alle Spuren in kleine Tüten.

Anschließend wurde die Tote abgebraust, ehe Dr. Ferreira das äußere Erscheinungsbild beschrieb, während er den Körper untersuchte und so vorsichtig abtastete, als würde das Mädchen leben. Auch deshalb war Michaela dankbar, dass er sich bereit erklärt hatte, die Obduktion vorzunehmen.

Gute drei Stunden später fühlte Michaela sich wie erschlagen. Das rührte wahrscheinlich von ihrer Anspannung. Immerhin schloss Ferreira eine Vergewaltigung aus. Michaela spürte, wie Doris angesichts dieser Nachricht erleichtert aufatmete. Der Pathologe konnte auch die Todesursache bestimmen: Massive Gehirneinblutungen infolge eines Schädel-Hirn-Traumas. Längst hatte Michaela beschlossen, sie weiterhin »die Kleine« zu



Rhena Weiss

Das Böse in euch

Psychothriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48321-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2016

In Wien verschwinden mehrere Mädchen spurlos. Als man die Leiche der 16-jährigen Tanja entdeckt, übernimmt die LKA-Ermittlerin Michaela Baltzer den Fall. Auf Tanjas Körper identifizieren die Gerichtsmediziner die DNA-Spuren zweier weiterer vermisster Mädchen, von denen eines bald darauf ermordet aufgefunden wird. Kilian Weilmann, Kriminalpsychologe des LKA, glaubt, dass die Morde auf das Konto eines Sexualstraf Täters gehen. Doch Michaela vermutet einen anderen Hintergrund. Dann ist plötzlich Michaelas Nichte Valerie verschwunden – und der Ermittlerin wird auf brutale Weise bewusst, dass der Täter ein grausames Spiel mit ihr treibt ...

 [Der Titel im Katalog](#)